

Zur Persönlichkeitsbildung des katholischen Lehrers

Autor(en): **Griesl, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **50 (1963)**

Heft 15

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-535863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Darf sich der Lehrer mit dem pädagogischen Versagen der Familie entschuldigen und sich selber auf Wissensvermittlung zurückziehen? Gewiß, die Schule ist eigentlich zum Lehren und Lernen da, sie setzt erzogene Kinder voraus. Aber gerade weil es daheim weithin an Erziehungskunst, Erziehungswissen und Erziehungswillen mangelt, fällt dem Lehrer die Erziehungsaufgabe doppelt zu. Ob er will oder nicht. Das Kind fordert es. Aus den großen, fragenden Augen der stillsten unter ihnen spricht die Bitte: «Mach mich gut!» Selbst das ärgerliche Gehabe der Wildesten ist ein einziger Appell an den Erzieher im Lehrer.

Wie soll der Lehrer solcher Verantwortung heute gerecht werden? Er weiß sich ja selber als ein Kind dieser Zeit. Max Scheler ist einmal gefragt worden, ob er sich persönlich an die Philosophie halte, die er lehre. Er antwortete: «Der Wegweiser geht doch auch nicht den Weg, den er anzeigt.» – Bei allem Respekt vor dem großen Mann: Das wäre die böseste Auskunft, wenn sie ein Lehrer zu seinem Grundsatz machte. Wir wissen heute, daß sich zwischen Erzieher und Zögling ein schwer faßbares, aber starkes Band herstellt, in dem das Geheimnis der Erziehungskraft liegt. Gemeint ist die zwangsläufige tiefenseelische Beziehung der Identifikation, Projektion und Introjektion, die jeder Nachahmung zugrundeliegt. Über diese Beziehung wirkt der Lehrer auf das Kind durch das, was er sagt; noch mehr durch das, was er tut; am meisten aber durch das, *was er ist*. (Goethe faßte die Tatsache einmal sehr kurz zusammen: «Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn nur die Eltern erzogen wären.») Durch das, *was er ist*, erzieht der Erzieher, durch seine Person. Erziehung ist also ein zwischenmenschlicher Prozeß, aus der kein Beteiligter seine Person heraushalten kann. Es gibt da gesunderweise kein Sichverschanzen hinter dem «Amt»; keine Trennung von Privatleben und Autoritätsperson; keine Anonymität oder gar Mechanisierung.

Der Erzieher muß den Mut haben, sich dem Kinde so zu präsentieren, wie er ist; und er muß so sein, wie ihn das Kind braucht.

Die Lösung der pädagogischen Probleme, denen wir gegenüberstehen, dürfte kaum von neuen Lehrplä-

nen zu erwarten sein; sie wird aber ohne Zweifel eine Frage der Erzieherpersönlichkeiten bleiben. In diesen Rahmen gehört das Thema «Selbsterziehung des Erziehers», wenn wir von der Persönlichkeitsbildung des Junglehrers sprechen. Die Aufgabe war immer schon von entscheidender Bedeutung für den Lehrerberuf. Es gab vielleicht Zeiten, da sich der Lehrer auf die «akzessorische Selbsterziehung» (Fr. Schneider) verlassen konnte, daß also mit seiner Amtsausübung sozusagen nebenbei und unabsichtlich auch seine eigene Persönlichkeitsbildung gewährleistet wurde. Selbstprüfung und sachliche Bestandesaufnahme zeigen uns jedoch, daß diese Erwartung heute sicher nicht mehr ausreicht. Die intentionale, bewußte Arbeit an sich selbst muß hinzutreten. – Aber wie? – Es ist schwer, für diese Aufgabe einen allgemeingültigen Leitfaden zu bieten. So verschieden wie die Charaktere sind auch die individuellen Wege der Charakterbildung. Es zeichnen sich immerhin drei Bereiche ab, die in jedem Fall verbindliche Aufgaben stellen.

1. Selbsterkenntnis

Ich kenne nicht wenige idealgesinnte Seelen, die mit Schwung und Tatkraft an die Bildung eines edlen Charakters herangingen, alle möglichen opfervollen Übungen machten (einschließlich Yoga!) und dann – kläglich Schiffbruch litten; es sogar gründlich aufgaben. Warum? Sie haben einen grundsätzlichen Fehler begangen. Sie wollten den zweiten Schritt vor dem ersten tun. So muß man natürlich stolpern. Persönlichkeitsbildung ist ein Vorgang, der seine *Eigengesetzlichkeit*, seine Formalstufen hat. Will man Erfolg haben, hat man sich an sie zu halten. Der Baumeister beginnt das Haus nicht damit, daß er schöne Mauern aufführt; so würde der schönste Bau mangels der Fundamente sicher bald auseinanderbrechen. Er gräbt zuerst die Fundamente aus. Das ist freilich eine unansehnliche und schmutzige Arbeit. Aber unabdingbar die erste. Augustinus bemerkt einmal: «Je höher du die Struktur deiner Persönlichkeit himmelan bauen willst, um so tiefer muß du zuerst in die Erde graben.» Das ist mit der Selbsterkenntnis gemeint. Wissen

wir, was in den tieferen Schichten unserer Persönlichkeit wohnt, im <endothymen Grund> (Lersch), im Tribleben? Ist dort alles stabil und tragfähig? So mancher ideale Wolkenkratzer stürzte wie ein Kartenhaus, sobald es in diesen Tiefen Erdbewegungen gab. Ja manche hochfliegende Perspektive erweckt den dringenden Verdacht, daß sie nur ablenken will von der Tatsache, daß es in den tieferen Bereichen nicht recht stimmt. Natürlich gräbt man nicht gern in den erdhaften Unter-Lagen; in der Tiefe; in der Vergangenheit seines Lebens. Man muß darauf gefaßt sein, daß Dinge ans Licht kommen, die man lieber vergessen hätte oder die weh tun. Vielleicht ist das Taufwasser und die christliche Lebensstruktur noch gar nicht bis dorthin vorgeedrungen. Es tut nicht not, *alles* auszuscharren. Die Wühlerei ist nicht Selbstzweck, und psychoanalytischer Dilettantismus könnte nur schaden. Aber wenn es zu charakterlichen Schwierigkeiten kommt, so liegen ihnen fast immer unverarbeitete Erlebnisse und unerledigte Lebensaufgaben von früher zugrunde. Solche Dinge müssen sorgfältig an die Helligkeit des Bewußtseins gebracht und verarbeitet werden.

Die Selbsterkenntnis bleibt aber auch unentbehrliches Korrektiv des *laufenden Lebensvollzuges*. Zu leicht geschieht es, daß das Steuer durch die täglichen mächtigen Einflüsse von außen abgelenkt wird. Zuerst leicht und unmerklich. Man wird kaum gewahr, daß man sich neue Gewohnheiten, Eigenarten, ja Gesinnungen zugelegt hat. Daß der Charakter erkrankt, verkümmert oder erstarrt. Die anderen merken es wohl. Hier wird der wache Lehrer sagen: «Ich merke es an meinen Kindern, wenn *ich* mich geändert habe.» Stimmt; aber auch nur, wenn die Augen seiner Selbsterkenntnis noch offenstehen. Genau so leicht kann er die veränderte Reaktion auch den Kindern anlasten: «Was haben sie nur gegen mich? *Sie* haben sich verändert.»

Der Leitspruch der alten Chilon, «Erkenne Dich selbst», über dem Orakel zu Delphi gilt wahrhaftig als höchste Lebensweisheit. Aber seine Verwirklichung fordert heute die ganze sittliche Tatkraft heraus. Unser Lebensstil wehrt sich gegen solche Verinnerlichung. Man muß fast gegen den Strom schwimmen. Unsere Kräfte sind zu sehr nach außen gebunden durch eine überhandnehmende technische Sachkultur. Die Persönlichkeitskultur steht nach einem alten Erfahrungsgesetz in umgekehrtem Verhältnis zur Sachkultur. Jene sinkt, wenn diese steigt. Wir fragen uns nach den *Mitteln der Selbst-*

erkenntnis. Friedrich Schneider sprach 1958 auf der IX. Internationalen pädagogischen Werktagung in Salzburg über unser Thema (5). Er empfiehlt ausdrücklich: «Erfolgreiche Selbsterziehung ist für den jungen Erzieher unmöglich ohne tägliche, in späteren Berufsjahren vielleicht wöchentliche Selbstprüfung» (Seite 41). Also eine Art *Gewissenserforschung*. Wir müßten somit sagen, daß eine regelmäßige Beichte, abgesehen sogar von der sakramentalen Sündenvergebung, die stärkste Hilfe der Selbsterkenntnis im Sinn der Persönlichkeitsbildung darstelle. Sie ist es auch; nur wird dieses Heilmittel oft so gedankenlos mißbraucht, daß es um seine natürliche (und unter Umständen auch übernatürliche) Wirkung kommt. Die fatalsten Fehler sind dabei folgende: 1. Man geht von einem papierenen (vielleicht sogar kindlichen) *Beichtspiegel* aus und kreuzt dort in Gedanken rot an, was für einen in der <Berichtszeit> zutrifft. So gelange ich nur zur Kenntnis des Spiegels, aber nicht meiner selbst. Gegenstand der Erforschung muß mein gelebtes Leben in seiner letzten Konkretheit sein. – 2. Man geht nur auf einzelne *Akte* aus, die man dann addiert. Das Ganze ist aber immer mehr als die Summe seiner Teile. So komme ich nie zu einem *Bild* meiner Persönlichkeit. (Persönlichkeitsbildung hat mit <Bild> zu tun!) Es entgehen mir meine für die Selbsterkenntnis viel wichtigeren Einstellungen, Interessen und charakterlichen Haltungen. – 3. Man läßt es zu leicht mit der Tatsachenfrage bewenden und stellt nicht die *Ursachenfrage*. Bei den häufigen oder schweren Fehlern muß ich auch nach ihrem Motiv fragen: Warum? So lerne ich mich erst selbst kennen und werde schließlich auf eine gemeinsame Wurzel stoßen; auf meinen Charakterfehler, dessen Kenntnis unbedingt zu jeder Selbsterziehung gehört. – 4. Man wird bereits in der Gewissenserforschung wehleidig und beginnt sich schon hier mit allerlei Ausflüchten zu *ent-schuldigen*, bevor man seine Schuld überhaupt erst recht festgestellt und sich *zu* ihr gestellt hat. So gleicht man dem ängstlichen Schüler, der den Buchstaben auf der Tafel schon wieder auslöscht, bevor er ihn richtig geschrieben hat. Er verhindert die Korrektur und seinen Fortschritt. Im übrigen bleibt die Vergebung Sache Gottes und ist nicht unsere Angelegenheit. – 5. In der Beichte sind natürlich nur die Sünden zu bekennen. Aber für den totalen Buß-, das heißt Besserungsvollzug und für die Formulierung und Realisierung des guten Vorsatzes muß ich natürlich auch meine

guten Seiten, Fähigkeiten und Leistungen kennen. Es ist durchaus nicht verboten, sich in der Gewissensforschung auch darüber Rechenschaft zu geben. Für eine fruchtbare Selbsterkenntnis sind die positiven Züge ebenso unentbehrlich wie die negativen. Wir müssen doch an das gottgewirkte Gute an uns glauben. – Schließlich wird man noch empfehlen, diese regelmäßige Selbstprüfung hauptsächlich unter dem *Aspekt des Berufes* zu vollziehen, denn er prägt doch am stärksten unsere Persönlichkeit. Als weitere Mittel der Selbsterkenntnis bieten sich die *schriftliche* Selbstkontrolle, das *Tagebuch* und dann natürlich der *Exerzitienkurs* und die gegenseitige Kontrolle unter guten *Freunden* an, die sich ehrlich aussprechen können. Freilich haben alle diese Mittel eine notwendige Voraussetzung: Wir müssen es über uns bringen, einen heiligen Raum der Stille und Besinnung aus dem täglichen oder wöchentlichen Amtsgetriebe auszusparen. Und wenn es nur fünf Minuten in der Morgenfrische oder Abendstille sind.

2. Selbstkritik

Mit der Selbsterkenntnis ist es nicht getan. Es zählt so mancher seine Sünden am Wirtshaustisch daher. Das vertiefte Bild, das ich von mir selbst gewinne, bedarf der Deutung, Kritik und Korrektur. Das ist der zweite Schritt. Mit der Warum-Frage setzt er bereits an. Die moderne Seelenkunde hat uns belehrt, daß es zahllose Möglichkeiten gibt, in eine schiefe Persönlichkeitsentwicklung zu geraten: Verkämpfung, Erstarrung, Flucht (in die Krankheit, ins *Man*), in die Betriebsamkeit), Störungen der Liebesfähigkeit, Fixierung, Regression, ausgebliebene Entwicklungsvollzüge, nicht angenommene Lebensstatsachen, uneingestandene Strebungen (Idealbildungen, Lebenspläne), ausgesperrte Urbilder, Sperrung des unbewußten Bereichs überhaupt (Bewußtseinskrampf) und anderes. Ganz abgesehen von den reichlich bekannten Charakterfehlern der klassischen Pädagogik.

Ich bin vielleicht verstimmt, verärgert. Die Kinder kriegen es zu spüren. In der Gewissensforschung komme ich darauf. Jetzt stelle ich diese Tatsachen, das heißt mich selbst, unter das *Gericht meines Gewissens*. Es sagt mir: «Du reagierst Deinen Ärger an den Kindern ab.» Einige gute Vorsätze, gütiger zu sein, waren ohne Erfolg. Was ist los? Warum bin ich eigentlich verstimmt? Seit wann? Es begann viel-

leicht mit einer dienstlichen Zurücksetzung, die ich nicht mehr verdaut habe. Ein Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Eine Enttäuschung hat mich aus dem Geleise gebracht. Mit den Kollegen komme ich nicht mehr aus. Ihre Schuld – meine Schuld? Jedenfalls kann es nicht mehr so weitergehen! Ich entdecke, daß ich als Erzieher versage, weil ich so egoistisch bin. Und weil ich versage, ist meine Arbeit so freudlos. Sie macht mich müde und verzagt. Weil ich verzage, versage ich wieder. Es schließt sich der Hexenkreis. Er muß aufgebrochen werden. So oder so ähnlich lauten die Urteile meines Gewissens.

Selbstkritik muß sein. Sie ergibt sich aus dem *Vergleich von Sein und Sollen*. Von Wirklichkeit und Idealbild. Mit der Selbstkritik tritt das *Idealbild* in seine wichtige Funktion für die Persönlichkeitsbildung. «Glücklich der junge Erzieher, dem etwa in seinen eigenen Ausbildungsjahren unter den ausbildenden Pädagogen oder später unter seinen Kollegen, den Miterziehern eine Gestalt begegnet, zu der er aufschaut, die an den besseren Menschen und Erzieher in ihm appelliert, der er in Sein und Tun ähnlich sein möchte. Achtung, Liebe, Bewunderung und das Verlangen, die Anerkennung des verehrten, vorbildhaften Erziehers zu gewinnen, können dann seinem Selbsterziehungsstreben eine außerordentliche Stärke, Lebendigkeit und Ausdauer geben» (5, Seite 46). Nicht jeder befindet sich in der glücklichen Lage, in einem lebenden Du diese Hilfe zu finden. Aber jeder bedarf eines Idealbildes als Richtschnur und Ansporn. Wem es nicht geschenkt ist, muß es sich suchen. Die Vorbildsuche dürfte aber eine allgemeingültige Sache sein, die schließlich in eine religiöse Frage einmündet. Es scheint mir unbedingt notwendig, daß sich der Junglehrer nicht nur in der Methodik auf dem Laufenden hält, sondern als Erzieher auch ständig gute *Literatur* über Persönlichkeitsbildung zu Rate zieht. Auch um selber zu wachsen. Für den christlichen Erzieher aber muß das Neue Testament geistige Heimat bedeuten und Christus der Erzieher das gültige Korrektiv und lockende Ideal, an dem er sich fortschreitend orientiert, zurückfindet und persönlich entfaltet. In wessen Gemüt dieses Bild aufstrahlt, erhält Antwort auf die dritte entscheidende Frage der Charakterbildung: Was soll ich *tun*? Wie Paulus, der einzige ausgebildete Lehrer unter den Aposteln, vor den Toren von Damaskus fragte und Antwort erhielt angesichts der Erscheinung Christi (Apg. 9,6).

3. Selbsterziehung i. e. S.

Persönlichkeitsbildung ohne vorausgehende Erkenntnis und Kritik seiner selbst wäre sinnlose Spiegelfechtere. Aber wenn die beiden Voraussetzungen gegeben sind, dann muß die erzieherische Tat folgen. Die entschlossene starke Hand, die wir ja in aller Pädagogik fordern. Nun an uns selbst. Der Bildungsvorgang darf nicht in gescheiterten Überlegungen steckenbleiben. Er kann mit dem Patent auch keineswegs als abgeschlossen betrachtet werden. Viele Vollzüge werden hier erst fällig und erheben sich in der Lebensmitte und Pensionsreife von neuem mit dem unabwiesbaren Anspruch, sie zu verarbeiten. In diesem Rahmen können hiezu nur einige Andeutungen gemacht werden.

Für den katholischen Lehrer tritt die Entfaltung der christlichen Existenz in den Vordergrund. Dazu gehört ein gewisses Maß an *Meditation*. Ohne das regelmäßige Atmen in der Atmosphäre der Gnade erstickt christliches Leben, aber auch die Persönlichkeitsbildung wird, losgelöst von Ursprung, Sinnziel und Kraftquelle, ein seelenloser Formalismus. Dieser taugt höchstens noch für die Befähigung zum Erziehungsfunktionär. Aber der Beruf des Lehrers ist kein Handwerk, keine bloße Funktion. Die personale Begegnung von Schüler und Lehrer bedeutet unendlich mehr. Sie erzieht (oder verführt) durch sich selbst, vor jeder pädagogischen Bemühung, unabhängig von ihr, sogar gegen sie. Von der Persönlichkeit des Lehrers hängt viel ab. Daher fordert Prohaska, daß der Lehrer sich Zugang verschaffen muß zum Geheimnis der Person und zum Geheimnis Gottes (5, Seite 147). Das geschieht letztlich nur noch in der betenden Besinnung. Man kann in ihr wahrhaftig das Rückgrat der Persönlichkeitsbildung sehen. Echtes Gebet ist auch eine Tat – und keine leichte!

Aus der Selbstkritik formen sich die *Ziele der Selbsterziehung*: Selbstverwirklichung auf das persönliche Ideal hin, Überwindung übler Gewohnheiten und Charakterfehler, Beherrschung der Affekte, Gedanken und Phantasien, Erwerbung notwendiger Qualitäten (z. B. Pünktlichkeit). In den Dienst dieser Ziele tritt die Anwendung der entsprechenden *Mittel*: Entwurf und Durchführung eines festen Lebensplanes, Treue in der Erfüllung der Tages- und Berufspflichten und schließlich der bewußte Verzicht als befreiendes Opfer, das von Vergangenen löst, für das Kommende öffnet und für die Gnade dispo-

niert. Hierher gehört auch die von Soziologen und Ärzten erhobene Forderung nach *Konsumszese*. Das reizüberflutete Kind von heute muß mit dem Lehrer und von ihm erfahren, daß es möglich wird, sich verzichtend abzuschirmen und gerade auf diese Weise zu echter personaler Erfüllung zu kommen. Wir müssen heute wieder lernen, wohnliche Pfahlhütten zu bauen – über den Sümpfen. Mitten in der Welt und doch herausgehoben.

Die leider noch immer vertretene Auffassung, daß durch Entsagungsübungen der Wille trainiert werden könnte wie ein Muskel, mußte von der zuständigen Forschung (z. B. Lindworsky) längst fallen gelassen werden. Der sogenannte «starke Wille» stellt eine Illusion dar oder beruht auf Verwechslung. In der Frage der sittlichen Tatkraft entscheidet nicht das bessere «Training», sondern das stärkere Motiv. Daher soll der Schwerpunkt der Bemühungen auf die Gemüts- und Gewissensbildung gelegt werden. Damit kehren sie wieder zum Herz aller Dinge, zu Christus zurück.

Man muß eine harte Liebe zu sich selber haben, um diesen dialektischen Weg der Persönlichkeitsbildung (Selbsterkenntnis – Selbstkritik – Selbsterziehung; wir können auch sagen: Sehen – Urteilen – Handeln) zu gehen.

Wer ihn geht, auch bis zur Vollendung, darf nicht glauben, am Ziel zu sein. Wenn er sich nur wieder selber sucht, wenn er es nur seinetwegen tut, kommt er nicht ans Ziel. Niemand ist für sich selber da; am wenigsten, wer den edlen Beruf erwählt, für junge Menschen zu leben und zu arbeiten. «Wer sein Leben findet, der wird es verlieren, wer es verliert um meinetwillen, wird es gewinnen» (Mt 10, 39). Die *selbst-lose Hingabe* des Lebens an den Beruf und über den Beruf an die letzte Sinnerfüllung in Gott muß auch im Fluchtpunkt unserer Selbsterziehung stehen. Selbstlose Liebe ist die letzte, gute Reife jedes Lebens und die zentrale Eigenschaft jeder Erzieherpersönlichkeit. Ein hohes Ziel! Aber es ist des Schweißes der Edlen wert.

Literatur:

1. Allport G. W., Persönlichkeit. Meisenheim 1959².
2. Allers R., Das Werden der sittlichen Person. Freiburg i.Br. 1929.
3. Schneider Fr., Praxis der Selbsterziehung. Freiburg i.Br. 1959⁵.
4. Brezinka W., Erziehung als Lebenshilfe. Wien 1957.
5. Prohaska L., Die personalen Grundlagen der Erziehung. Wien 1959.

6. Lersch Ph., Aufbau der Person. München 1956⁷.
 7. Gagern Fr., Selbstbesinnung und Wandlung. Frankfurt 1954³.
 8. Liégé A., Mündig in Christus. Freiburg 1961 (Herder-Taschenbuch).

Reform der Rechtschreibung¹

Zur Schweizerischen Orthographiekonferenz

Prof. Dr. Eduard Studer, Freiburg

Seit Jahren befassen sich Fachkommissionen in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz mit den Problemen der Rechtschreibung, und die breitere Öffentlichkeit nimmt lebendig Anteil an diesem Gespräch der Fachleute. Die Ansichten der deutschen Kommission sind niedergelegt in den *«Empfehlungen des Arbeitskreises für Rechtschreibregelung»* – zitiert unter dem Titel *«Wiesbadener Empfehlungen»* –; in Österreich bilden den Grundstock des Gesprächs die *«Mitteilungen der Österreichischen Kommission für die Orthographiereform»*. Mit diesen beiden Vorlagen haben sich die Teilnehmer an der Schweizerischen Orthographiekonferenz befaßt. Das Resultat ihrer Untersuchungen ist in einer Broschüre niedergelegt, die soeben erschienen ist: *«Stellungnahme der Schweizerischen Orthographiekonferenz zu den „Empfehlungen des Arbeitskreises für Rechtschreibregelung“ (Wiesbadener Empfehlungen)»*; als Redaktoren zeichnen Walter Heuer und Professor Dr. Rudolf Hotzenköcherle. Die Schweizerische Orthographiekonferenz ließ sich bei ihren Gesprächen von den folgenden grundsätzlichen Überlegungen leiten: 1. Das gute Funktionieren einer großen Sprachgemeinschaft hängt unter anderem von der Beachtung gewisser sprachlicher *«Spielregeln»* ab; im Bereich des schriftlichen und gedruckten Verkehrs wird diese Aufgabe von der Orthographie erfüllt. Ein unüberlegter Abbau dieser *«Spielregeln»* müßte sich auf die Erlernung und die Handhabung der Sprache nachteilig auswirken. – 2. Diese Regeln im allgemeinen und diejenigen der Orthographie im besondern

dürfen aber nicht stur zum Selbstzweck werden; im Rahmen des didaktisch und technisch nötigen Regelwerks ist dem Übergangscharakter mancher sprachlichen Erscheinung und der stilistischen Freiheit des Einzelnen die nötige Bewegungsfreiheit einzuräumen. Die Helferin Orthographie darf nicht zur Tyrannin werden. – 3. Die Orthographie ist, wie die Sprache überhaupt und in enger Wechselwirkung mit ihr, eine geschichtliche Erscheinung. Das geschichtlich Gewordene soll nicht ohne Not preisgegeben, das geschichtlich zusammengewachsene nicht leichtfertig auseinandergerissen werden. – 4. Vereinfachung um der Vereinfachung willen, Rationalisierung um jeden Preis ist in Dingen der Sprache wie der Kultur überhaupt ein höchst fragwürdiges Prinzip; es führt zu einer geistigen Nivellierung und Verarmung, die wir grundsätzlich ablehnen. – In diesen Punkten ist sauber und richtig gesagt, woran sich jedes von Verantwortungsbewußtsein getragene Urteil in Fragen der Rechtschreibung zu halten hat. Es geht bei alledem um Dinge, welche den Einzelnen so gut wie die größere Gemeinschaft betreffen, und zwar nicht nur in einem äußerlich-technischen, sondern auch in einem wesentlich geistigen Sinne. Wir möchten unseren Lesern hier den ganzen Problemkreis sichtbar machen – in der Meinung, daß dann der Entscheid zugunsten jener besonnenen Haltung gefällt werden muß, in welcher das geschichtlich zusammengewachsene nicht leichtfertig preisgegeben wird.

Der Kath. Lehrerverein der Schweiz war an der Orthographiekonferenz in Zürich vertreten durch Dr. C. Hüppi, Zug.

Im September 1962 setzte die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, unterstützt vom Eidgenössischen Departement des Innern, einen Fachausschuß ein, der eine schweizerische Stellungnahme zu den umstrittenen Punkten der deutschen Orthographie vorbereiten sollte. Die sieben Fachkundigen schlossen ihre Arbeiten im Mai dieses Jahres ab und unterbreiteten die Ergebnisse in einem *«Bericht des Vorberatenden Fachausschusses»*. Der Auftraggeber ließ den Bericht drucken und sandte ihn jenen schweizerischen Fachverbänden und Interessengemeinschaften zu, die an Schrift und Sprache besonderen Anteil nehmen: Verleger, Typographen, Korrektoren, Bibliothekare, Erzieher, Gelehrte, Schriftsteller. An sie und noch an einige weitere Gruppen erging zugleich die Einladung, den Bericht des Vorbereitenden Fachausschusses zu prüfen und ihre Vertreter für eine Schweizerische Orthographiekonferenz zu bestimmen. Den Verbänden blieb eine knapp bemessene Frist zur Stellungnahme, denn schon im August 1963 sollte ein breiteres Gremium den vorläufigen

¹ In: *«Neue Zürcher Zeitung»*, Fernausgabe Nr. 294, Blatt 19; Samstag, 26. Oktober 1963.